



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rößler, Constantin : Hinterlassene Schriften von G. G. Gervinus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sinterlassene Schriften von G. G. Gervinus.

Unter diesem Titel werden uns zwei nachgelassene Arbeiten von Gervinus geboten. I. „Denkschrift zum Frieden. An das preußische Königshaus“, verlangt die Wiederherstellung der 1866 Preußen einverleibten Staaten. II. „Selbstkritik“, enthält in Form eines offenen Briefes, den ein angeblicher Bögling an Gervinus richtet, eine bittere persönliche Polemik gegen Karl Braun.

Die Herausgeberin, Frau Victoria Gervinus, erklärt im Vorwort diese Veröffentlichung für eine Handlung der Pietät, die sie dem Andenken ihres verstorbenen Gatten schuldig gewesen. Wir enthalten uns über dieses Urtheil jedes Urtheils.

Was aber öffentlich dargeboten wird, davon hat eine Nation die Pflicht und das Recht, zur Belehrung so viel Nutzen zu ziehen, als aus der Gabe gezogen werden kann. Hier handelt es sich um eine besonders wichtige Art der Belehrung, um die Selbsterkenntniß nämlich. In Gervinus mag die deutsche Nation einen Theil der Eigenschaften vereinigt finden, die ihr als ein Erzeugniß ihrer Geschichte bis zur glorreichen Wendung ihres Geschickes einhafteten. Es ist von Wichtigkeit, diese Charakterzüge gesammelt, verdichtet, mit dem Muth ihrer Forderungen ausgestattet, vor Augen zu bekommen. In diesem Sinne kann der Nachlaß von Gervinus der deutschen Gegenwart von Nutzen sein. In diesem Sinne wollen wir ihn besprechen.

Es ist ein Todter, der seine Todten begräbt, ein Verzweifelnder, der die Ideale ins Grab legt, von denen er sein Selbstbewußtsein genährt. Er thut es nicht mit der Trauer, sondern mit dem Uebermuth der Verzweiflung, die in einer persönlichen Niederlage den Weltuntergang, oder hier den Untergang des deutschen Volkes erblickt, das ja unsere Welt ist.

Das erhabene Wort „lasset die Todten ihre Todten begraben“ darf uns hier nicht leiten, weil dieser Tod, den wir von uns geworfen, uns durch schreckliche Jahrhunderte im innersten Mark saß, weil wir ihn verstehen müssen, um uns für immer gegen ihn zu schützen.

Als die deutsche Nation in die große Epoche der Erfüllung tausendjähriger Sehnsucht eintrat, als der Wunderhauch weniger Jahre ein deutsches Volk im politischen Sinne schuf, an dessen Erscheinung auf dem Schauplatz

der Geschichte so viele edle Deutsche unter blutigem Schmerz haben verzweifeln müssen, da erschien unter der Schaar derer, welche sich von dem Ausgang ihres Volkes ungläubig abwandten, der Eigensinn von Gervinus am unbegreiflichsten. Hatte er nicht am lautesten verlangt, was nunmehr eintrat? Sollte er, der in der Betrachtung von Literatur und Politik jederzeit als Großhändler aufzutreten liebte, der seinen vornehmsten Stolz jederzeit darein gesetzt hatte, niemals das Große darum zu verkennen, weil ihm das Kleine gefellt bleibt, gefellt oft bis zur Verdeckung für ungeübte Augen — sollte dieser Mann die nebensächlichen Umstände, welche das Schaffen der politischen Nationalität Deutschlands willkürlich oder unvermeidlich begleiteten, zur Hauptsache und zum Gegenstand unüberwindlichen Anstoßes gemacht haben? In welcher übertriebenen Schätzung, in welcher verletzten Grille könnte dieser unüberwindliche Anstoß gelegen haben? So mußten wir uns wiederholt fragen. Was von Tadelgründen verlautete, mit denen Gervinus seinen Verdruß rechtfertigte, konnte kaum ernst gemeint, konnte nichts anderes als der zufällig ergriffene Vorwand für eine tiefer liegende Verstimmungsurache sein.

In diesen nachgelassenen Schriften haben wir nun die Lösung des Räthsels so deutlich, als wir sie nur wünschen konnten, und zugleich eine erschreckende Mahnung, was eine furchtbare Geschichte, ein mehrhundertjähriges Schweben zwischen Tod und Leben aus uns theilweis gemacht hatte.

Gegen die preußische Staatslenkung, welche die heutige Einheit Deutschlands, welche die Form und den Umfang dieser Einheit geschaffen, tritt Gervinus als Ankläger auf. Er fordert eine Sühne, von deren Unmöglichkeit er offenbar überzeugt ist, er fordert sie, um desto durchbohrender anzuklagen, um desto schneidender zu verurtheilen. Er glaubt wenigstens, daß seine Anklage durchbohrend, seine Verurtheilung gleich einem schneidigen Schwerte sei. Dies sagt uns Haltung und Ton seiner Rede. Wir aber wollen die Begründung der Anklage untersuchen, und dann fragen, ob diese Anklagegründe des Anklägers wahre Beweggründe oder nur seine Waffen sind, von deren Selbstanfertigung er zwar entzückt ist, aber ohne das Bewußtsein zu verlieren, daß der Schmidt solche Waffen auseinander nehmen, nach Umständen verbessern und anders zusammensetzen kann. Wenn wir den Waffenschmidt kennen gelernt haben, soll uns der Zornige den Gegenstand einer pathologischen Untersuchung liefern.

Gervinus fordert das preußische Königshaus auf, sich „einen unsterblichen und dabei makellosen Ruhm, zugleich mit einer festbegründeten und dabei neidlosen Macht zu bereiten.“ Die Gelegenheit zu einem solchen seltenen Erwerb soll sich schon einmal gefunden haben, aber versäumt worden sein, „um den Versuchungen eines bedachtlosen Mißbrauchs nachzugeben.“ Dieser „bedachtlose Mißbrauch“ ist der Mittelpunkt der Anklage, welche Gervinus auf die

preussische Staatslenkung häuft. Wenn diese Lenkung nur gewollt hätte, würde sie nach Gervinus im Jahre 1866 ganz Deutschland mit Ausschluß Oesterreichs unter den preussischen Scepter haben vereinen können um den Preis des Verzichtes auf jede Annexion. Die preussische Staatslenkung würde so „die deutschen Dinge für alle Zukunft festgestellt haben, unangefochten von Außen, im Innern auf immer gesichert durch den guten Willen des gesammten Volkes und aller seiner einzelnen Stämme.“

Man fragt sich, ob, der uns diese Dinge mit der unanfechtbarer Gewißheit erzählt, den tiefen und deutlichen Traum eines Siebenschläfers mit den wirklichen Ereignissen verkettet. Woher weiß dieser Visionär, daß die napoleonische Staatskunst im August 1866 bereit war, die Herstellung eines deutschen Reiches, das bis zu dem Bodensee und den Alpen reichte, zuzugeben? Jeder einsichtige Beurtheiler der napoleonischen und der französischen Politik überhaupt weiß, daß dieselbe sich mit dem Gedanken einer Arrondirung Preußens längst vertraut gemacht hatte unter der Voraussetzung, daß Süddeutschland zunächst eine sogenannte Selbständigkeit behalten und schließlich unter das französische Protectorat in analoger Weise wie zur Zeit des Rheinbundes zurücktreten werde. Es war Bismarcks unvergleichliche Staatskunst, das französische Zugeständniß einzuheimsen, ohne den Preis zu zahlen, dessen Forderung eine französische Frechheit war, dessen Entwendung eine gerechte List und hochpatriotische That für alle Zeiten bleibt.

Woher weiß der Visionär, daß selbst Oesterreich nicht vorgezogen hätte, den Krieg auf den Ebenen Ungarns weiterzuführen, als damals schon in die Einigung ganz Deutschlands unter der preussischen Hegemonie zu willigen?

Die großen Resignationen wollen stückweise überwunden sein. Ein Mann, ein Volk, eine regierende Klasse schlägt sich oft mit der Wuth der Verzweiflung um ein Stück überlieferten Besitzes, dessen Unhaltbarkeit nach einem kurzen Zeitraum eingesehen und mühelos zugestanden wird.

Woher weiß der Visionär, daß Süddeutschlands Regierungen und Bevölkerung 1866 das deutsche Reich zu gründen bereit waren, dessen Zulassung die Wunder von 1870 wenigstens dreien ihrer Regierungen noch nicht allzu leicht entrißen? Weiß der Visionär, daß die Süddeutschen die Jahre von 1866 bis 1870, daß sie der stärksten Beweise preussischer Kriegeskunst, daß sie der glorreichsten Waffenbrüderschaft nicht bedurften, um willige Söhne des deutschen Reiches zu werden?

Gleichviel ob uns der Ankläger der angeblichen Versäumniß von 1866 als ein Träumender erscheint, wir wollen hören, was er vorbringt für seine Forderung, daß 1871 nachgeholt werde, was 1866 versäumt worden.

Er bringt neue Anklagen vor.

Er schwärzt das Werk und die Thaten von 1866 als Ausbund aller

Schändlichkeit an, um zu verlangen, daß das damalige Werk vernichtet und ein neues an seine Stelle gesetzt werde, dasselbe das schon 1866 hätte gegründet werden sollen.

Hören wir die neuen Anklagen. Mit thränenersickerter Stimme erzählt uns der Ankläger von dem traurigen Schicksal des „Holstenstammes“, den Preußens Politik, deren wahren Namen einst die Geschichte nennen wird, erst in seinem Widerstand ermutigt, dann dem fremden Joch überantwortet, dann von den Fremden befreit hat, aber nur um ihn unter einem heimischen Joch aller Selbständigkeit vollständig zu berauben; wie der „angestammte Fürst“ dieses Stammes zu einer Zeit von einem preußischen König feierlich anerkannt, dann aufgeopfert worden; wie nachmals der Sohn dieses Fürsten wiederum von einem preußischen König anerkannt und dann wieder aberkannt worden, wie das Erbrecht dieses Fürsten von Preußen als eine Leiter zur eigenen Macht gebraucht worden; wie dieser Handel zum Anlaß eines Bürgerkrieges gegen Oestreich benützt worden, um die nebenhulerische Großmacht mit fremder Kriegshülfe zu stürzen.

Hier besinnt sich der Ankläger, wie es scheint, daß er, der erste Deutsche seit 1848, diesen „Bürgerkrieg“ mehr als einmal mit erhobener Stimme gefordert hat. Er sagt das nicht, aber er giebt zu, daß ein solcher Krieg vielleicht eine Nothwendigkeit gewesen. Dann aber, meint er, hätten sich früher gerechtere Veranlassungen geboten, „um diese Rivalitäten auf den ehrlichsten Wegen im heimischen Bündnisse glücklicher auszutragen.“

Wir glaubten vorhin, einen Träumer zu hören. Diesmal möchten wir fürchten, einen Kranken vor uns zu haben. Die Dinge von 1866 hatte der Ankläger nur als Zeitungsleser erlebt. Da läßt sich viel daneben und darum träumen, was mit dem äußerlichsten Augenschein nicht in unmittelbarem Widerspruch steht. Aber wie! 1848 und 49 hätte die preußisch-österreichische Rivalität „auf den ehrlichsten Wegen im heimischen Bündnisse mit dem besten Willen der besten deutschen Volkstheile ohne fremde Kriegshülfe“ ausgetragen werden können?

Stand damals nicht Ungarn gegen Oestreich, nicht Italien? War dies nicht gerade der Grund, mit dem Friedrich Wilhelm IV. und Radowiz sich deckten, um Deutschlands Selbständigkeit nicht gewaltsam von Oestreich erzwingen zu müssen? Hat nicht Gervinus über diese schwächliche Sentimentalität ein Langes und Breites gegen Radowiz geschrieben? Hat er das rein und völlig vergessen? Kennt er seine eigenen Gedanken nicht mehr?

Kann denn wohl ein wirklicher Politiker von der preußischen Politik reden, als ob sie die eines einzigen verantwortlichen Individuums wäre? Weil unter Friedrich Wilhelm IV. schwere Fehler begangen worden, sollte darum

einem späteren preußischen Minister verwehrt sein, diese Fehler wieder gut zu machen; mit doppelt kühnem Einsatz nachzuholen, was in einem früheren Zeitpunkt allerdings weit leichter hätte erworben werden können?

Aber wenn wir diese frühere Leichtigkeit auch zugeben, so blicken wir doch wieder wie in das Antlitz eines Kranken, wenn Gervinus uns versichert, der Kampf mit Oestreich hätte 1849 „im heimischen Bündniß“ ausgetragen werden können. Hat er die Zusammenkunft Franz Josephs mit den beiden süddeutschen Königen zu Bregenz vergessen, mit ihren kriegerischen Toastten gegen Preußen, über welche das deutsche Publicum vornehmlich durch die „Deutsche Zeitung“ unterrichtet wurde? Hat er den Abfall Hannovers und Sachsens von dem sogenannten Dreikönigsbündniß vergessen? „Der beste Wille der besten deutschen Volkstheile“ würde allerdings Preußen zur Seite gestanden haben, d. h. wenns hoch kommt, der Wille einiger hundert wackerer Männer. Diese paar hundert Männer sind in der That das Volk, welches 18 Jahr vor 1866 „dem preußischen Königshaus aus vollen Herzen und Händen die Herrschaft in Deutschland antrug.“ Damals wie 1866 und 1870 hätte die preußische Kriegsmacht und Staatskunst das Beste thun müssen, damals wie später wäre es nicht ohne die Entfernung allzu widerwilliger, deutschfeindlicher und egoistischer Fürsten abgegangen.

Ist denn wirklich die angewendete Gewalt, die Aufhebung des feindlichen formalen Rechtes, dessen Träger doch zuerst aus ihrer Schranke getreten, der Punkt, worin Gervinus den „bedachtlosen Mißbrauch“ der preußischen Macht sieht? Er, der Prophet demokratischer Revolutionen, der 1849 die wichtigsten Bohneswörter fand, weil Preußen die ihm angetragene Aufgabe mit dem Schwert gegen den Willen der sämtlichen größeren unter den kleineren Regierungen Deutschlands, sowie gegen den Willen Oestreichs, Rußlands und wahrscheinlich des damaligen Frankreichs durchzuführen verschmähte? Für den Großhändler der Völkergeschichte wäre der Standpunkt des Privatrechts doch mehr als lächerlich.

Nein, diese Betonung des formalen Rechtes war nur eine rhetorische Waffe. Nachdem er dieselbe gehörig geschwungen, zeigt uns der Ankläger das materielle Unrecht, das von Preußen 1866 begangen worden. Dieses Unrecht ist die Unterdrückung deutscher Stämme, die Verfündigung an dem föderativen Grundzug des deutschen Volkes. „Der hat von deutschem Volkswesen keinen Begriff, der sich denken kann, daß aus dem Tode der besten deutschen Stämme das Leben des deutschen Volkes entstehen werde. Der Grundriß des deutschen Staatsbaues war von jeher föderalistisch. Wer für die großen Geseze der Geschichte einige Ehrfurcht hat, der nennt es nicht Zufall, daß alle größeren germanischen Staatsverbände von Ursprung bündisch geordnet waren, daß die in den großen Strom des Weltlebens gestellten germanischen

Stämme einen Einheitsstaat nie und nirgends außer im Altern und Ableben ertragen haben.“

Wir fragen uns aufs Neue erstaunt: ist es ein Kenner der deutschen Geschichte, ein gelehrter Professor, der so spricht? Nach den obigen Aeußerungen sollte man wirklich denken, das deutsche Volk zerfiel in ungefähr ebensoviele Stämme, als der alte deutsche Bund sogenannte Staaten zählte. Ungelehrte Leute wissen, daß in officiellen Redewendungen deutscher Kleinstaaten allerdings von einem Stamm der Bayern, der Württemberger, der Hannoveraner u. s. w. die Rede zu sein pflegte und hin und wieder wohl noch pflegt. Dieselben ungelehrten Leute wissen aber auch, daß in Büchern, in Liedern und bei Sängersfesten u. s. w. auch noch Stämme vorkommen, die keinen Staat besitzen, z. B. Franken, Schwaben, Niedersachsen, von welchen letztern selbst ganz Ungelehrte wissen, daß es die eigentlichen, wahren Sachsen sind. Aus solchen Vorkommnissen haben selbst die ungelehrten Leute in Deutschland sich längst die Lehre gezogen, daß es mit den sogenannten deutschen Stämmen wohl eine eigene Bewandniß haben müsse, daß die Rolle dieser Stämme in der deutschen Geschichte eine Frage der Gelehrsamkeit ist und keinesfalls darin bestanden hat, die sogenannten deutschen Staaten hervorzurufen. Und nun kommt uns Gervinus mit dieser sinnlosesten und abgeschmacktesten aller Phrasen! Er jammert um den „Holstenstamm“ und die anderen „besten Stämme“, denen die Annexionen von 1866 das Leben gekostet haben sollen. Waren die Nassauer, die Hannoveraner wirklich besondere Stämme? Und der „Holstenstamm“, besteht er nicht in Ostholstein aus demselben Menschenschlag, der in Mecklenburg und in der preussischen Altmark wohnt; besteht er in Schleswig nicht aus germanisirten Dänen, die immerhin von den Inselndänen ganz verschieden gewesen sein mögen; besteht er in den westlichen Marschgegenden nicht aus Friesen, und etwa nur in der Mitte des Landes aus ungemischten Niedersachsen, wie sie aber auch in Theilen Preußens, in Hannover und anderwärts wohnen? Ist es wirklich das Stammesleben, welches die deutsche Territorialzersplitterung so unnatürlich lange aufrecht gehalten hat, oder ist diese Zersplitterung vielmehr in den Augen jedes Geschichtskundigen auf ganz andere Einflüsse zurückzuführen? Die deutsche Geschichte zeigt, daß das Territorialfürstenthum vielmehr die alten Stämme zerstückt hat; sie zeigt ferner, daß das Sonderleben dieser Stämme so schwach war, um der Zerstückung der Stammesgrenzen durch die wechselnden Aggregate des Territorialfürstenthums nicht den mindesten Widerstand entgegen zu setzen. Haben die Brandenburger sich gewehrt, als ihnen Ludwig der Bayer seinen Sohn zum Markgrafen setzte, haben die Bayern etwas darin gefunden, daß ihr Herzog zugleich der Sachsenherzog wurde, von späteren zahllosen Vorkommnissen zu geschweigen?

Es ist wahr, das Territorialfürstenthum hat durch die meisten Jahrhun-

derte der deutschen Geschichte das deutsche Land und Volk zerrissen. Aber es ist ebenso wahr, daß dieses Territorialfürstenthum fast immer nur leicht veränderliche Aggregate und mit ein paar, vielleicht nur mit einer Ausnahme nirgends feste Kernbildungen erzeugt hat. Wie kann man da von dem „Grundriß des alten Staatsbaues“ reden, eines Staatsbaues, dessen Wesen darin bestand, seinen Grundriß nicht finden zu können?

Wir gewahren eine kranke Phantasie, die mit unbesonnener Hast nach allerlei Vorwänden sucht, die nach der ersten besten und selbst nach der zerbrechlichsten Waffe greift; wir haben offenbar keine ernste sachliche Begründung vor uns, sondern eine leidenschaftliche Verstimmung, die sich ihres wahren Grundes entweder nicht bewußt ist, oder nicht wagen darf, denselben auszusprechen. Bei diesen phantasirenden Vorwürfen und Einwänden fällt uns eine Unfähigkeit auf, die Wahrheit zu sehen, die mindestens Allem gleichkommt, was die französische Phantasie in abenteuerlicher Entstellung der Thatfachen neuerdings geleistet hat. Hörten wir nicht vorhin, Preußen habe sich aus dem augustinburgischen Erbrecht die Leiter zur Eroberung der Elbherzogthümer gemacht? Als ob nicht die preußische Diplomatie immerfort das Recht Christians IX. betont und die Rechtfertigung des Krieges lediglich in der Verletzung der Vereinbarungen von 1852 gefunden hätte!

Meger und ärger wird die Entstellung der Wahrheit durch eine verfinsterte Phantasie. Wiederholt behauptet Gervinus, es sei in Deutschland weit schlimmer zugegangen, wie in Italien, weil hier nur fremde Eindringlinge vertrieben worden, dort „angestammte Fürsten!“ Er weiß also nicht, daß Ostfriesland bis 1806 preußisch war, ebenso wie Anspach und Bayreuth; er weiß also nicht, daß der Besitz der deutschen Fürsten zur Zeit des deutschen Bundes zu einem großen Theil aus den Zeiten des Rheinbundes und des Wiener Congresses sich herschrieb, während das bourbonische Haus in Neapel, sowie das lothringische in Toskana vor den meisten Besitztiteln dieser deutschen „angestammten Fürsten“ ein hundertjähriges Besitzrecht voraus hatten.

Das Aergste von solcher phantasirenden Auffassung der Thatfachen ist die Behauptung, Preußen habe sich 1850 durch ein „einziges wie höhnisch aufgestelltes Armeecorps von Oestreich aus der moralischen Eroberung hinaus-schrecken lassen.“ Wer diesen Satz liest, ohne zugleich die Schrift zu kennen, die ihn enthält, der wird sofort ausrufen: das kann nur ein Franzose geschrieben haben, ein Franzose, der auf der Höhe krankhafter Lügenhaftigkeit steht, die sein Volk im 19. Jahrhundert erreicht hat! Wer nur mit einem Funken von Ernst sich jemals um zeitgenössische Geschichte gekümmert hat, der weiß, daß die Demüthigung, welche Preußen zu Olmütz auf sich nahm, ihren entscheidenden Grund darin fand, daß Oestreichs Rüstungen die preußischen überholt hatten.

Was soll man zu der Behauptung sagen, daß alle größeren germanischen Staatsverbände von Uraufang bündisch geordnet gewesen seien, daß die in den großen Strom des Weltlebens gestellten germanischen Stämme einen Einheitsstaat nur im Altern ertragen hätten?

Alle Nationen haben sich so gebildet, daß aus lose zusammenhängenden Bruchstücken solidarisch organisierte Massen entstanden sind. In diesem Vorgang liegt nicht im Mindesten eine Eigenthümlichkeit der germanischen Staatsverbände. Will Jemand behaupten, daß der Einheitsstaat die Periode des Alterns bei den Völkern bezeichne, so ist dies gewiß insofern richtig, als man unter dem Altern die Reife versteht, auf welche, wer weiß wann, aber sicher das Ableben folgt. Aber auch diese Erscheinung ist eine allgemeine im Völkerleben und keine germanische Eigenthümlichkeit.

Um sein Steckenpferd, die sogenannte föderalistische Staatsordnung, zu rechtfertigen, stellt Gervinus die erstaunliche Behauptung auf: Deutschland habe sich in seiner bündischen Verfassung im Grunde mit nicht mehr Ungeschick bewegt, als die meisten anderen Staaten in der Monarchie.

Wer die deutsche Geschichte auch nur aus dem ersten besten Schulbuch kennt, der weiß, daß nachdem im 16. Jahrhundert der letzte Versuch, die monarchische Staatsordnung für das deutsche Reich zu beleben, mißlungen, jedes folgende Jahrhundert die Nation und zwar in Folge ihrer sogenannten bündischen Verfassung den schwachvollsten Mißhandlungen ausgesetzt und sie so tief in den Abgrund geschleudert hat, daß ihre Erhaltung nur durch den Zufall äußerer Dazwischenkunft bewirkt worden ist. So im 17. Jahrhundert, so im Uebergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. Es ist wohl das Aeußerste, wozu eigensinnige Verblendung sich versteigen kann, einer Nation einen solchen Verfassungszustand als den ihr gemäßen aufzureden. Und weil die schwachvollen Früchte der deutschen Zerrissenheit, welche von Gervinus euphemistisch „bündische Staatsordnung“ genannt wird, zum Himmel schreien, weil Gervinus in einer früheren Periode diese Früchte am heftigsten beklagt und verwünscht hat, verweist er die Anhänger der neudeutschen Monarchie plötzlich an die kleinsten der germanischen Bundesstaaten, an Holland und die Schweiz, die sich „zeitweilig zu mächtigen Großstaaten aufgeschwungen“ haben sollen, verweist er diese Anhänger an den Bürgerkrieg, in dem ein Theil der vereinigten Staaten von Nordamerika nach vierjährigem Ringen über den anderen Theil den Sieg davontrug.

Also weil an der geschlossenen Phalanx des schweizer Fußvolkes Karls des Kühnen unbeholfene Reiter sich brachen, während dieser Fürst kein zweites Heer zusammenbringen konnte, weil Philipps II. Armeen gegen die Dämme und unter Wasser gesetzten Niederungen Hollands Nichts ausrichteten, kurz weil es vorkommt, daß zufällige Verhältnisse einmal die Defensiv eines

kleinen Staates begünstigen, so daß dem mächtigen Angreifer der Preis des Sieges zu hoch wird, darum vermag sich Deutschland im Herzen von Europa mit seinen offenen Grenzen als zersplittertes Gemeinwesen zu behaupten, umgeben von der concentrirten Kraft einheitlicher Nationen! Es ist die französische Phrase in der ganzen Hohlheit ihrer Declamation, der bloß noch um den Schall der Worte zu thun ist, der selbst die vergänglichste Täuschung durch irgend einen logischen oder thatsächlichen Schein zu schwer geworden ist. — Weil der Norden der vereinigten Staaten über die Minorität des Südens, eine Minorität inmitten einer farbigen Bevölkerung, nach 4 Jahren mit einer unsäglichen Verschwendung von Geld und Kriegsmitteln gesiegt hat, deswegen kann Deutschland die Stöße großer Armeen auf sein Herz ruhig erwarten und hinsichtlich seiner eigenen Organisation die Hände ruhig in den Schoß legen. Wo giebt es zum zweiten Male eine solche Logik?

Was sollen wir fortfahren, den Behauptungen eines Kranken die weltbekannte Wahrheit entgegenzuhalten! Es wird Zeit, daß wir den Grund der Krankheit auffuchen, den Grund, dessen Qual diese ohnmächtigen Geschosse abdrücken läßt. Leitet uns vielleicht auf dieselben, was als das Stärkste gegen die Neuordnung Deutschlands seit 1866 sich geltend machen soll?

Diese stärksten Pfeile, die Gervinus gegen den Glauben an die Haltbarkeit der jüngsten Neuordnung Deutschlands abdrückt, sind: der Anzug einer Weltrevolution und der, einstweilen zwar beschwichtigte, aber unwiderstehlich wiederkehrende Einspruch des Auslandes.

Was die Weltrevolution anlangt, so ist diese beständige Furcht, dieses Schwelgen in der Nähe einer unbekanntten Gefahr eins der sichersten Symptome eines kranken Gemüthes. Wenn wir nach den Zeichen dieser angeblich herannahenden Katastrophe fragen, so werden wir auf anonyme Staatsmänner verwiesen, die das Gras dieser sich vorbereitenden Revolution wachsen hören. Fragen wir dagegen, was die wirkliche Erfahrung und das unbefangene Nachdenken über die Genesis, über die Vorzeichen der Revolutionen lehren, so ist es dieses. Die sichersten Vorzeichen einer Revolution sind: 1) der Glaube an die Unheilbarkeit allgemein und schwer empfundener Uebel auf den Wegen der bestehenden Ordnung, und 2) die Uebereinstimmung in diesem Glauben zwischen dem Instinct der Massen und den praktisch wie theoretisch erleuchteten Geistern. Heute wird der Glaube an unheilbare Uebel der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung von keinem klaren und durchgebildeten Kopf mehr zugelassen. Es sind nur die Schwachen, die Verworenen und Verdorbenen, die nicht sowohl dieses Glaubens als von diesem Glauben leben. Von Tag zu Tage steigert sich die Erkenntniß, steigern sich die Mittel, steigert sich die Zuversicht, die socialen Uebel auf naturgemäßen, organischen Wegen zu heilen. Und wo läge sonst der Stoff einer Revolution, als in den vorübergehenden

Mißverhältnissen der socialen Entwicklung? Es ist nur die frankhafte Wollust eines Kopfes, der nie zu der Bildung gelangt ist, diesen Fragen auf den Grund zu gehen, welche in den apokalyptischen Bildern der Katastrophe schwelgt, die hinter diesen Fragen gähnen soll.

Gervinus findet es verhängnißvoll, wenn das herrschende Regierungssystem die gesunden Forderungen zum Eigenthum der radicalen Parteien mache. Das ist richtig. Aber es ist auch ein Triumph der geschicktesten Staatskunst, alle schlechten Instincte, die die gesunde Entwicklung bedrohen, in einer einzigen gegnerischen Schaar zu vereinigen. Es giebt nichts Glücklicheres, als die Vereinigung des Particularismus, Communismus und Ultramontanismus, wie sie die Bismarcksche Staatskunst neuerdings zu Wege gebracht hat. Das Reich des Bösen bildet eine unverträgliche Gesellschaft, aber es ist immer ein unschätzbarer Vortheil, wenn es nur in seiner eigenen Gesellschaft auf die Bühne tritt.

Wenn übrigens die große Revolution einmal in der Luft liegt, so sollte man denken, käme es auf einen Fehler mehr oder weniger in dem Bestehenden nicht an. Gervinus meint, die besten Männer — wieder die Adresse jener anonymen Gesellschaft — hätten Preußen berufen geglaubt, „den bevorstehenden Orkan, wenn nicht ganz abzuhalten, so doch durch eine vernünftige (particularistische) Staatsordnung in seinem ersten Ansturz abzdämmen.“ Um ein so klägliches Ziel würde es sich kaum der Mühe lohnen, einen vorübergehenden Erfolg zu entbehren. Sehr lächerlich aber ist, wenn der angeblich von Preußen geführte „Stoß ins Herz des Legitimus und Monarchismus“ dem revolutionären Orkan die Bahn geebnet haben soll. Der Mann, der sich für einen großen Geschichtskenner hält, verwechselt die privatrechtliche Caricatur der Monarchie mit ihrer wahren geschichtlichen Erscheinung. Die Domänen des Privatfürstenthums können dem Mißbrauch schaarenweis entzogen werden, und die Monarchie wird sich im Glauben wie im Leben der Völker nur um so fester erheben, wenn ihr das göttliche Siegel ihrer Beglaubigung, wenn ihr die monarchischen Thaten und Gründungen, wenn ihr der monarchisch institutionenbildende Geist nicht fehlt.

Wir kommen zu des Anklägers letztem Pfeil. Es ist das Ausland welches ein wahrhaft einheitlich geordnetes, ein wahrhaft starkes Deutschland niemals dulden wird. Wir werden auf die Geschichte des Mittelalters und auf die späteren Versuche Oestreichs in der angegebenen Richtung hingewiesen. Es ist aber männiglich bekannt, daß im Mittelalter vornehmlich das römische Papstthum es war, welches die Consolidation des deutschen Staates verhinderte. Das Hinderniß war allerdings in einer ausländischen Macht gelegen, aber doch nicht in einer ausländischen Macht nach den modernen Begriffen. Es waren zwei universalistische Tendenzen, die sich im Papstthum

und Kaisertum bekämpften. Was sollen wir die alte, wenn auch stets interessante Geschichte an dieser Stelle beleuchten? Das Scheitern der deutschen Monarchie im Mittelalter wird in keinem Kopfe, als in dem unseres Anklägers, sich zum Beweis gegen die Herstellung der Monarchie in der neu-deutschen Staatsentwicklung gestalten.

Mit erhöhter Siegesgewißheit kommt der Ankläger auf die Versuche der Habsburger im 17. Jahrhundert zu sprechen, das deutsche Reich dem Staatsgedanken der damaligen Zeit zu unterwerfen, wie er sich in der habsburgischen Ausführung gestaltete. Der halbe Erdtheil sei gegen diese Versuche aufgestanden, und mit sichtbarem Wohlgefallen betont Gervinus, daß ein fremder Herrscher als Retter der deutschen „Stämme“ von den Fürsten der bedrohten Kleinstaaten empfangen wurde, die noch von keiner Geschichtsschreibung darum des Vaterlandsverrathes bezichtigt worden seien.

Aber hier liegt wieder eine Reihe von falschen Behauptungen, oder wenn das besser ist, von Selbsttäuschungen phantasirender Geschichtsbetrachtung vor. Nicht um die deutschen „Stämme“ handelte es sich im 30jährigen Krieg, sondern um die Rettung des Protestantismus vor dem Jesuitismus. Nicht um den Particularismus gegenüber einer nationalen Monarchie handelte es sich, sondern um die Rettung der deutschen Nationalität selbst gegenüber einer spanisch-wallonisch-italienischen Camarilla, deren Werkzeug Croaten, Wallonen, spanische und italienische Heerhaufen waren. Man kann die merkwürdige Katastrophe Wallensteins daraus erklären, daß die Habsburger unfähig waren, den Staatsgedanken des 17. Jahrhunderts in seiner Reinheit zu ergreifen, daß sie ihn jesuitisch verunstalten mußten. Hätte in den damaligen Habsburgern der Geist gelebt, den Wallenstein herauszubeschwören versuchte: die Politik des Absolutismus, aber im deutsch-nationalen Sinne, mit deutschem Material und ohne Belästigung des religiösen Gewissens zu ergreifen, so wäre das weltgeschichtliche Recht mit ihnen gewesen, weil sie sich zu seinen Vollstreckern gemacht hätten. Dann war unnöthig, Wallenstein zu verstoßen, dann hätte der kleinstaatliche Particularismus trotz des schwedischen Retters nichts vermocht.

Es ist höchst auffällig, wie Gervinus das Auftreten Gustav Adolfs in der deutschen Geschichte — das für den Deutschen immer eine traurige Erinnerung bleibt, weil es die Rettung unseres Selbst auf Kosten dieses Selbst durch das Ausland von dem Ausland bedeutet — mit solchem Nachdruck hervorhebt. Sollte das Unglaubliche wahr sein, was vor Gervinus Tode als seine mündliche und briefliche Aeußerung umhergetragen wurde, daß er Napoleon III. vor dem Ausbruch des Krieges von 1870 als den Gustav Adolph der neueren deutschen Geschichte, als den zuverlässigen Retter der deutschen „Stämme“ bezeichnet habe?

Unser Ankläger fährt fort: Seit Oestreichs Attentaten im 17. Jahrhundert sei es Princip europäischer Politik geworden, daß der Staatsverband der deutschen „Stämme“ — immer wieder dieses Phantom historischer Blödsichtigkeit! — bündisch geworden sei. Der deutsche Bund sei ausdrücklich zu dem Zwecke geschaffen worden. Also Gervinus nimmt die Vormundschaft des Auslandes über die eigenste und heiligste Angelegenheit des deutschen Volkes, über seine Staatseinrichtung, ohne Weiteres an! Die Eifersucht des Auslandes erheischt, daß das deutsche Staatswesen schwach sei — also machen wir es schwach!

Das Blut könnte einem kochen, wenn man dergleichen lesen muß. Aber dem Pathologen darf das Blut nicht kochen; wir stehen als wissenschaftliche Beobachter vor einem psychischen Krankheitsphänomen, dessen psychiatrische Kategorie wir bis jetzt noch suchen.

Der Ankläger scheint selbst von Weitem zu fühlen, welches die ethische Kategorie für seine Gesinnung sein würde. Er läßt sich deshalb herbei, dem Gehorsam gegen die Vormundschaft des Auslandes eine schwache Dose von scheinbar anderer Beschaffenheit beizugeben. „Wenn das Ausland auf Deutschlands Schwäche zielte, so war unsere Aufgabe, in einer weisen Ausbildung der mißachteten bündischen Staatsform zu bewähren, daß wir ihr eine unnahbare Macht der Vertheidigung mit Leichtigkeit verleihen konnten, daß wir ihr eine gefährliche Macht des Angriffs verleihen nicht wollten.“

Aber dies ist das Recept eines Unverständigen. Jede Vertheidigung, die nicht je nach der Forderung der Umstände dem Angriff durch Angriff zuvorzukommen oder im gegebenen Augenblick zum Angriff überzugehen vermag, führt zum Untergang. Es kann kommen, daß ein Mächtiger in der Unterwerfung eines Kleinen ein Haar findet, wenn er auf unberechnete Naturhindernisse stößt. Auch diese lassen sich jedesmal überwinden, wenn der Gewinn des Sieges den Siegesaufwand lohnt. Nur die Fähigkeit, den Angreifer anzugreifen, nachdem er im Angriff seine beste Kraft erschöpft, legt der Angriffspolitik den wahren Zügel an. Nur die Fähigkeit, dem Angriff zuvorzukommen, sichert die Früchte der friedlichen Arbeit vor muthwilliger Verwüstung.

Gervinus wiederholt das Märchen der Federn, die den Welfensold empfangen, daß Deutschlands Stärke die Sicherheit der ganzen Welt bedrohe. Der Grund, den er hinzufügt, gehört seinem strategischen Urtheil an: weil nämlich „Deutschlands centrale Lage eine unermessliche Gunst für jede kriegslustige Politik sei.“ Bisher hat man geglaubt, es gebe nichts Unbequemeres, als bei jedem Kriege den Rücken und die Seiten von mächtigen Nachbarn bewacht zu wissen. Der große Geschichtskenner hat das Wort „centrale Lage“ für eine Münze von unveränderlichem Cours genommen. Die „centrale Lage“ ist aber nur gut, wenn sie von starken natürlichen Wällen geschützt

und von schwachen Nachbarn umgeben ist. Der Vortheil mindert sich einigermaßen, wenn die natürlichen Wälle fehlen und wenn die Umwohner Riesen sind. Die letzteren werden nicht gern sehen, wenn das Centralvolk erstarbt, weil sie den bequemen Schauplatz für die Austragung ihrer eigenen Rivalitäten verlieren. Wenn sie aber furchtsam thun und von Gefahr schreien, so ist dies eine Heuchelei, die bald im eigenen Gelächter erstickt.

Mit den Welfensfedern weist Gerwinus auf den Zustand erhöhter Kriegsrüstungen hin, zu dem Europa durch den neudeutschen Staat gezwungen worden. Nun, jeder will wohl die Fortschritte der Technik und der Organisation, die sich überraschend irgendwo zeigen, schnell zum Eigenthume. Er glaubt darum noch nicht, morgen angegriffen zu werden.

Gegen alle diese Gefahren, gegen die Unmöglichkeit selbst, welche die unaufhaltsam herannahende Weltrevolution der deutschen Zukunft in allen bis herigen Grundlagen bereitet, gibt es ein einziges Heilmittel: „Deutschland wieder zu einem wahren Bundesstaat zu machen. Diesen wahren Bundesstaat unverkennbar zu schaffen, gibt es nur ein Mittel: die Herstellung der eingegangenen Staaten.“ So lehrt unser Arzt der Weltgeschichte.

Worin besteht denn aber der wahre Bundesstaat? Wir empfangen darüber nicht ganz vollständige, aber sehr deutliche Anleitungen. Das Bundeshaupt darf nicht ein Kaiser, sondern nur ein Protector, und dieser Protector darf kein Militärdictator sein. Die ganze staatliche Gliederung des Bundes muß eine Friedensbürgschaft enthalten, die Kriegsordnung desselben darf nur auf die Vertheidigung eingerichtet sein, der Bund muß der schrecklichen Wucht der Militärlasten ein Ende machen. Der „stammhaften Selbstständigkeit“ darf nirgends Gewalt angethan werden.

Die fünf Staaten, so nennt sie Gerwinus, müssen wieder hergestellt werden. Also Frankfurt war ein Staat, und das Volk der Frankfurter ein ethnologisch scharf begrenzter Stamm! Doch hält unser Doctor der Weltgeschichte nicht für nöthig, jeden „schlecht gerathenen“ Fürsten herzustellen. Einer von Beiden, der Herzog von Nassau oder der Kurfürst von Hessen, ist bei ihm in Ungnade gefallen. Wodurch, ist nicht ersichtlich. Das Welfenhaus dagegen muß zurückgeführt werden, weil Preußen „diesem Hause 1813 die Erhebung aus seinem Falle zu einem großen Theil zu verdanken hatte.“ Der Himmel mag wissen, was hinter dieser Phantasie steckt, ob die schwarzen Husaren des Herzogs von Braunschweig-Des, oder Wellingtons und Castlereaghs gegen Preußen so überaus uneigennützig Politik.

Uebersetzen wir diese Vorschläge in klares Deutsch, so ergibt sich Folgendes: Preußen soll die Militärlast des Bundes fort und fort allein tragen, Oberaufsicht und Oberbefehl über die militärischen Verhältnisse seiner Bundesgenossen wird als Militärdictatur verpönt. Preußen soll zu allen Mitglie-

dern des Bundes auf dem Fuß der Gleichheit stehen, nicht was die Pflichten, aber was die Rechte betrifft. Das heißt, Preußen soll sich in Bezug auf die auswärtige Politik von seinen Bundesgenossen majorisiren lassen, das heißt es soll das Heer, dessen Lasten und Opfer es allein trägt, den deutschen Kleinfürsten als Spielzeug überlassen. In Bezug auf Verkehr, sociale und allgemeine Rechtsverhältnisse darf der Particularismus seine spielerischen Experimente und Launen auf Kosten des deutschen Gesamtlebens fortsetzen.

Das ist das Recept. Und welche Wirkung verspricht sich der Doctor, der dieses Recept verschreibt?

Damit wird der Particularismus beschwichtigt sein.

Als ob nicht jeder ehrliche Beobachter wüßte, daß der Particularismus eine unersättliche Krankheit ist, an deren freiwillige Beschränkung nur die Verblendung glauben kann.

Dann wird die Eifersucht des Auslandes entwaffnet sein.

Als ob es die schwachen, innerlich uneinigen Staaten wären, die Staaten von losem Gefüge, die von ihren Nachbarn in Ruhe gelassen werden, und nicht vielmehr die starken Gemeinwesen, die man nicht ungestraft angreift, wenn man sie nicht etwa vollkommen überwältigt. Als ob nicht Deutschland ein Lied zu singen hätte von der Ruhe, die es genossen während der Jahrhunderte, da es ein Staatswesen von lockerem, „bündischen“ Gefüge war!

Gervinus meint, daß Deutschland bei seiner jetzigen Organisation im Fall eines Waffnunglückes nicht auf die Treue seiner Glieder zählen dürfe. Als ob der Zustand des „wahrhaft bündischen“ Staatswesens, das heißt auf deutsch die Abwesenheit der wahrhaften Staatsgewalt, eine Bürgschaft der Treue wäre, die vielmehr dann keinen Gegenstand hat, wo vielmehr jedes einzelne Glied sich für das Ganze zu halten und seine Verrätherei für die Politik des Ganzen auszugeben den bequemsten Vorwand findet.

Unser Doctor stellt das Waffnungglück und die aus demselben folgende Untreue der Bundesglieder in sichere Aussicht, wenn eines Tages die europäischen Mächte sich gegen Deutschland vereinigen werden. „Es wird nicht immer so sein, wie 1866, wo die europäischen Großmächte, die zuvor durch 20 Jahre in der Sache der Erbherzogthümer gegen den machtlosen deutschen Bund so hartnäckig zusammenstanden, nachher der preussischen Greifsucht wie abgelenkt zusahen, — diese Kolosse, die erst der armen Henne ihr eigenes Ei mißgönnten und dann Ei und Henne von dem Adler verschlingen ließen.“

Das ist als hörte man eine lebenswürdige Dame von Politik sprechen. Es ist der Damen Art, sich zu verwundern, warum die bösen Launen der Staatsmänner alle Dinge so aufhalten und erschweren; zu fragen, warum nicht gleich einfach immer das Rechte gemacht wird. So wundert sich der große Doctor über die unbegreiflich böse Laune der europäischen Mächte, die

der armen Henne ihr eigenes Ei nicht gönnte. Dieser Doctor weiß noch nicht einmal, daß jede beliebige Magd der Henne die Eier wegnimmt, weil sie es kann. Der Löwin die Jungen zu entreißen, ist eine Arbeit, an die sich Wenige machen. Der Doctor führt die Erfolge der preußischen Politik seit 1866 auf unbegreifliche Launen Europas zurück. Er hat keine Ahnung, daß jeder den Löwen scheut. Er hat keine Ahnung von der Kunst, die viel verschlungene und vielfach einander widerstrebende Interessen zu bewegen und zu lenken weiß, um die Freiheit auf dem eigenen Felde zu gewinnen. Dieser Doctor — das ist das Schlimmste — weiß nicht nur nicht, was er früher mit allem erdenklichen Nachdruck gesagt hat, er weiß nicht einmal, was er in demselben Athem einer einzigen Rede spricht. Er beklagt die Mainlinie, und in demselben Athem die Augustverträge, wodurch jene Linie illusorisch wurde. Hat er nicht auch gesagt: die kriegerische Auseinandersetzung mit Oestreich hätte vor 1866 viel besser und leichter vorgenommen werden können? Und nun findet er, daß 1866 Europa dem preußischen Beginnen „wie abgelenkt“ zusah, während zuvor die europäischen Großmächte in der Sache der Elbherzogthümer, welche in den Augen Europas immer die Sache Preußens gewesen ist, hartnäckig für Dänemark zusammenstanden. Welche von beiden Behauptungen ist denn nun ernsthaft gemeint? Eine kann es doch nur sein.

Das Recept, die Gefahren der deutschen Zukunft durch die Herstellung eines wahren Bundesstaates unter Herstellung der eingegangenen 5 Staaten zu beschwören, wird durch folgenden Einfall gekrönt: Hamburg muß die Hauptstadt Deutschlands werden. „Dem kleinstaatlichen Verwaltungsgeist muß der weite seestädtische Geschäftskreis zu Hülfe kommen; die kurzathmige Engherzigkeit des Spießbürgerthums, Beamtenthums, Gelehrtenthums, Soldatenthums muß den Mittelpunkt des Bundeslebens nicht berühren dürfen.“ — Kann man seinen Augen trauen? Eben hat der Doctor versichert, daß das Preußenthum in diesen verschiedenen Thümern von solcher Langathmigkeit ist, daß die ganze Welt von dem Angstschrei wiederhallt, mit dem Preußenthum nicht mehr Schritt halten zu können, daß Gervinus ein Recept verschreibt, um diese ungeheuren Lungen einzuschnüren. Und nun soll dieses Preußenthum sich den kurzen Athem in Hamburg ausweiten! Dort gibt es wohl kein Spießbürgerthum, keinen kleinlichen Verwaltungsgeist? Welch armer bedauernswerther Träumer ist dieser Doctor! Einige particularistische reiche Kaufmannsöhne aus Hamburg haben es ihm angethan, sodas er die Jugend der Hansestädte an Reise über die gesammte Jugend Deutschlands stellt. Das ist die Menschenkenntniß und Weltbeobachtung, wie sie einem so großen Doctor ziemt.

„Preußen selber gäbe sich eine neue Bewegung, wenn sein König zugleich in Hamburg zu Hause wäre, das nach englischer Fahrweise in zwei Stunden

von Berlin zu erreichen ist.“ Wenn dieser Doctor nicht so offen selbst in seinen Fälschungen wäre, könnte man wirklich meinen, er hätte Hintergedanken. Man könnte meinen, er hoffte, daß bei dem ewigen Hin- und Herfliegen zwischen Berlin und Hamburg „nach englischer Fahrweise“ doch einmal einer oder der andere der preußischen Staatslenker den Hals brechen müßte.

Uns aber hat dieser letzte Einfall, schon dieses ganze Heilrecept, das nicht mehr die unfreiwillige Täuschung eines verstimmtten Phantasten, sondern nur den aufgebrauchten Hochmuth eines Tollen als Erklärungsgrund zuläßt, die Augen geöffnet über das Wesen der Krankheit. Dieser Kranke leidet an der Sucht des Receptverschreibens, und der Größenwahnsinn ist es, der ihm diese Sucht einflößt.

Hat dieser Mann nicht stets die Rolle des unzufriedenen Rathgebers gespielt? Hat er nicht stets das Unmögliche verlangt, das gerade im Augenblick Unmögliches, unter mitleidigem Achselzucken über die Thatunfähigkeit seiner Nation? Er wollte großen politischen Schwung vom deutschen Volke, als das Bleigewicht der Wiener Verträge auf Europa lag. Er wollte staatsmännische Besonnenheit, als jenes Bleigewicht von einem elementaren Sturm des Unwillens, der von allen Klassen des Volkes ausging, hinweggeschleudert wurde. Er wollte kühne Thaten, als jene elementare Kraft, die als eine Naturerscheinung dem Naturgesetz allein unterlag, sich erschöpft hatte. Er verkündete einen noch furchtbareren Sturm, als die Völker, insbesondere das deutsche Volk, anfangen, sich über die Ziele ihrer politischen Arbeit mit Besonnenheit klar zu werden. Er sah sich Lügen gestraft, als statt des verkündeten Sturmtes der Elemente die Nation den Mann fand, unter dessen Führung sie ihre zwölf Herkulesarbeiten vollbrachte. Er sieht anstatt des prophezeiten Chaos die Ordnung und das Licht sich erheben — und verfällt in Naserei!

Deutschland war so lange Jahre ein gelähmter Riese, den ein bildungsvoller Wärter zu belehren unternahm. Derselbe sagte dem Riesen immerfort: jetzt mußt du das thun, jetzt das! und jammerte jedesmal über die Hülflosigkeit und Verkehrtheit des Pfleglings. Aber der Wärter nährte an diesem Ungeschick nur seinen Hochmuth. War er es nicht, der immer das Richtige wußte, lag alle Schuld nicht an dem Pflegling? Welch ein Unterschied, diese unerschöpfliche Weisheit des Wärters, und diese unerschöpfliche Fehlerhaftigkeit des Pfleglings. Eines Tages weicht der Bann von den Gliedern des Riesen, er erhebt sich in majestätischer Kraft — und der Wärter bricht in ein Wehgeschrei aus, das den unwiederbringlichen Verlust ankündigt. Der Wärter, der sich in unaufhörlicher Selbsterhebung an dem Glend des Pfleglings geweidet, dessen nie endende Heilung die Speise seines genussreich trübsinnigen Hoch-

mutheß war, soll nun sich bescheiden, was er nie gelernt hat, soll nun bewundern, was ihm eine Qual ist.

Da ist die Krankheit, da ist der geheime Impuls der Fieberphantastien, die so unerklärlich erscheinen.

Dieser Wärter war selbst so unpraktisch, so unbeholfen, wie nur möglich. Bei allen Vorschriften, die er dem gelähmten Pflegling gab, hätte er nicht die kleinste Handreichung zweckmäßig leisten können. Indem er die freien, Kühnen Bewegungen des Erlösten wahrnimmt, empfindet er neben dem Neid der gegenstandslos gewordenen Ueberhebung ein Gefühl ungeheuchelter Angst.

Solche Naturen, wie diesen Wärter, erzeugte die Luft unseres Deutschland, des alten, wie es noch vor 6 bis 8 Jahren war, wie es auf einmal eine Unendlichkeit hinter uns zu liegen scheint. Eine ausgiebige, aber unklare Receptivität, ein ungezügelter Hochmuth, der nie in der Anstrengung der wahren Productivität sich bescheiden lernt, eine phantastrende Raunenhaftigkeit, die von ihrem abgelegenen Winkel aus in dem Reiche der Theorie nach Belieben schaltet, eine kindliche Unerfahrenheit in den wirklichen Verhältnissen, eine völlige Unbekanntschaft mit den Reibungen und Widerständen der tatsächlichen Bewegungen! Weit bößartiger, als die eigennützigste Gesinnung, vergreift sich diese intellectuelle Raunenhaftigkeit in ihrer sogenannten Uneigennützigkeit an dem Heiligsten des Vaterlandes, sobald ihre willkürlichen Kartengebäude zusammenfallen.

Derjelbe Mann, der von Machtfroheit und Thatenlust uns unaufhörlich redete, als wir ein armes Volk von Theoretikern waren, der jene Culturarbeit, die wir ohne politische Macht und ihren Ruhm leisteten, uns immerfort nicht mit Unrecht verkleinerte, hält, da uns zum ersten Mal der Sonnenglanz der Macht bescheint, uns die Franzosen vor als Gräber des Canals von Suez und des geplanten von Corinth. Als ob Deutschland nicht in der ganzen Welt an jeden fruchtbaren Punkt ein ver sacrum ausgesendet hätte, eine Pflanzung heilig gesunder Volkskraft, die in fremden Welten, selbständig oder als Gehülfe, die höchsten Forderungen der Cultur zu lösen sich bemüht!

Ist es nicht Deutschland, welches in den Jahren stolzesten Kriegsrühmes das Problem der Nordpolforschung ergriff, ein Unternehmen von ganz anderer Bedeutung, als jener halb lächerliche Suezcanal? Es ist der Eigensinn, der nur höfmeistern muß, der hier Mücken sieht, während er dort Kameele verschluckt.

Seit dem Tode von Gerwinus ist Sitte geworden, die Abwendung von dem Aufgang seines Vaterlandes, die nicht die letzten Augenblicke, sondern die ganze letzte Periode seines Lebens charakterisirt, als eine bedauerliche Ausgrenzboten I. 1872.

nahme, als einen fremdartigen Zufall in der verdienstvollen Laufbahn des Mannes anzusehen.

Unsere Auffassung ist die entgegengesetzte. Wir sehen in den letzten Handlungen den ganzen Mann, der er immer und von jeher gewesen ist. Wir stehen darin auf der Seite seiner unbedingten Verehrer. Nur daß wir für Pflicht halten, ganz zu verurtheilen, wo diese ganz verehren. Die sentimental halbirende Gerechtigkeit kann in solchen Dingen nichts frommen. Es handelt sich um eine wesentliche Seite unserer Selbsterkenntniß. Es handelt sich um die Ausbrennung einer ungesundesten Ader in unserem nationalen Selbst.

Wem unser Urtheil zu hart dünkt, wem Widerspruch geboten scheint, dem sind wir bereit, weiter Rede zu stehen und weitere Beweismittel vorzulegen. Die zweite der „hinterlassenen Schriften“ bietet deren die Hülle und Fülle. Und in den Schriften von Gervinus, die der Vergangenheit angehören, sind sie nur übersehen worden.

Es handelt sich nicht um einen einzelnen Mann, sondern um einen verderblichen Keim, den die Schäden der Vergangenheit in uns gelegt haben. Es handelt sich nicht um Pietät, sondern um Heilung.

Constantin Köppler.

Mexico und seine neueste Revolution.

Mit ihren auswärtigen Beziehungen kann die Republik Mexico zufrieden sein. Im Juli 1871 ist der spanische Gesandte vom Präsidenten Juárez in feierlicher Audienz empfangen und damit die feierliche Veröhnung der beiden Völker, die seit dem Jahre 1862 in Feindschaft geschieden waren, vollzogen worden.

In frischer Erinnerung stehen die Verwickelungen der Republik mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche man in Mexico als den gefährlichsten Feind haßt wie fürchtet, da man ihnen schon seit längerer Zeit die Neigung zuschreibt, das Land mit ihrem Gebiet zu vereinigen. Die mexicanische Regierung zeigte im Gefühle ihrer durch die Natur und Lage des Landes gebotenen Sicherheit ein übermüthiges Benehmen, das mit der Zeit so unerträglich gefunden wurde, daß die Amerikaner die Geduld verloren; in Washington ging im September das Gerücht, es bedürfe keines großen Druckes, um den Präsidenten Grant zu entschiedenen Schritten gegen Juárez zu bewegen. Man sprach von mehreren Unbilden, welche der amerikanischen Schifffahrt zugefügt wurden, unter welchen namentlich die Wegnahme eines amerikanischen Fahrzeuges im Rio Grande, unter dem Vorwand, daß es